

GRIGORY SOKOLOV

SCHWETZINGER FESTSPIELE

Rokokotheater

31/05/2012

Stuttgarter Zeitung
02/06/2012

PROGRAMM

J.-Ph. RAMEAU

Suite in re (1724)

W.A. MOZART

Sonate in a-moll K 310

J. BRAHMS

Variationen über ein Thema von Händel op. 24

Drei Intermezzi op. 117

Als spräche durch ihn die Musik selbst

Festspiele Grigory Sokolov gibt im Rokokotheater in Schwetzingen einen grandiosen Klavierabend. *Von Markus Dippold*

Konzerte mit Grigory Sokolov sind Ereignisse. Der inzwischen 62-jährige russische Pianist schert sich um Konventionen nicht besonders. Am liebsten tritt er im Halbdunkel auf, gerne lässt er sein Publikum auch mal warten, nur um nach dem letzten Ton rasch aufzuspringen. Mit einer knappen Verbeugung nimmt er den donnernden Beifall entgegen und verschwindet wieder von der Bühne. Auch allen äußeren Rummel lehnt der auratische Künstler ab, CD-Aufnahmen interessieren ihn ebenso wenig wie Interviews. Allein das Musizieren steht bei ihm im Vordergrund, bestimmt seine Persönlichkeit.

Und wie grandios diese Lebensgestaltung sein kann, war jetzt im Rokokotheater des Schwetzingen Schlosses zu erleben. Plötzlich flattern und zwitschern Triller, Bassfigurationen und Diskantmelodien, eröffnen ein Klangpanoptikum, führen dem Hörer eine Fülle innerer Bilder vor Augen. „Suite in Re“ benannt ist die Folge von zehn Charakterstücken Jean-Philippe Rameaus. Wer glaubt, dass man solche Musik des 18. Jahrhunderts am besten nur auf historischen Instrumenten spielen sollte, wird schnell eines Besseren belehrt.

In den Moll-Sätzen mit so sprechenden Titeln wie „Die zärtlichen Klagen“ oder „Die Seufzer“ zaubert Sokolov eine immens

große Farbpalette, lässt im einen Moment wilde Figurationen aufrauschen, um „Die Neckische“ zu charakterisieren, nur um dann mit markant herausgestellten Bassrhythmen das Schiefe, fast schon grotesk Wirkende der „Hinkenden“ zu gestalten.

Von hier spannt sich ein dramaturgischer Bogen zur zweiten Konzerthälfte, die von Johannes Brahms' Händel-Variationen op. 24 dominiert wird. Wieder stellt sich dieser Effekt ein, dass Sokolov dank seiner sehr subtilen Pedaltechnik und seinem hochdifferenzierten Anschlag im einen Moment einen trocken-barocken Ton erzeugt, der dem simplen Händel-Thema gut zu Gesicht steht, nur um in der vierten Variation einen pianistischen Sturm mit überschäumender Virtuosität zu entfachen. In den sich steigernden, basslastigen Akkorden der neunten Veränderung baut sich der weiter auf, verdichtet sich in der dunkel schimmernden 13. Variation und findet sein furioses Finale in der komplexen Schlussfuge, bei der man sich fragt, ob da wirklich nur zwei Hände am Werk sind.

Mit welcher Brillanz Grigory Sokolov diese körperliche Tortur dieses Variationsreigens besteht, ist Ehrfurcht gebietend. Da nimmt man auch in Kauf, dass sei-

ne Interpretation von Mozarts Sonate a-Moll KV 310 in der ersten Konzerthälfte eigenwillig ist. Dem Kopfsatz treibt er mit der Zuspitzung des Marschrhythmus alles Klassizistisch-Feine aus, findet deutlich mehr Gefallen an den harmonischen Raffinessen der Durchführung und rast regelrecht durch die Sechzehntelketten der Basstimme. Erst recht im Mittelsatz, der fernab aller Idylle ist, zeigt sich Sokolov als querständig mit Hang zur Ironie.

Eine Allerwelts-Aufführung zum Wohl-fühlen ist das nicht, wohin genau das führen soll, mag sich aber auch nicht immer richtig erschließen. Da mag so mancher dankbar die drei Intermezzi op. 117 von Johannes Brahms am Ende des Abends goutiert haben.

Nahtlos schließt Sokolov – warum soll man eine Pause zwischen zwei Stücken machen? – sie an die Händel-Variationen an, was den emotionalen Kontrast verstärkt. Es macht den Eindruck, als würde sich der Pianist als Subjekt noch weiter zurücknehmen, als dies bei ihm ohnehin oft der Fall ist.

Von einer verinnerlichten Haltung zu sprechen ist dabei allerdings eher unangebracht, vielmehr scheint es so, als würde einfach nur die Musik sprechen, so unmittelbar teilen sich die starken Emotionen mit. Nach lang anhaltendem Jubel ließ sich der Pianist zu vier Zugaben ermuntern. So viel Zugeständnis ans Publikum darf es dann doch sein.

Man hat den Eindruck, der Pianist nimmt sich völlig zurück.